



# Freies Christentum

*Auf der Suche nach  
neuen Wegen*

56. JAHRGANG – HEFT 1  
JANUAR / FEBRUAR 2004

ISSN 0931-3834

---

# Freies Christentum

*Auf der Suche nach neuen Wegen*

JANUAR/FEBRUAR 2004

---

## INHALT

Andreas Rössler: **Wort des Schriftleiters** 1

Wolfgang Wagner: **Abschied von Ausgrenzungen** 3

Andreas Rössler: **Der dreieinige Gott und die Religionen** 6

Isolde Kurz: **Menschenleugner. Eine Novelle** 9

**Auf dem Weg zu einer Ökumene der Religionen** 15

**Kirchenreform auf der Basis der Botschaft Jesu** 16

**Bücher** 19

**Leser-Echo** 22

**Personen, Termine** 23

**Neue Forum-Schriften** 24

**Zum Nachdenken:** Jörg Zink, Dogma, Bekenntnis und unsere Antwort auf Gottes Stimme

**Zweimonatschrift des Bundes für Freies  
Christentum e. V.**

Internet: [www.bund-freies-christentum.de](http://www.bund-freies-christentum.de)

### **Präsident**

Professor Dr. Werner Zager, Worms

### **Geschäftsführung**

Pfarrer Heinrich Frommer,  
Hauffstraße 3, 73770 Denkendorf  
Tel. 07 11 / 3 46 60 55

### **Druck**

**Maisch + Queck**

Benzstraße 8, 70839 Gerlingen

### **Anschriften der Autoren**

Pfarrer Wolfgang Wagner  
Evangelische Akademie, Akademieweg  
11, 73087 Bad Boll

Professor Dr. Heinz Röhr  
Kneebuschweg 1, 57334 Bad Laasphe

### **Schriftleitung**

Dr. Andreas Rössler  
Oelschlägerstraße 20, 70619 Stuttgart  
Tel. 07 11 / 4 780647  
E-mail [drandreas.roessler@t-online.de](mailto:drandreas.roessler@t-online.de)

---

# Wort des Schriftleiters

---

## Der neue Schriftleiter stellt sich vor

Liebe Leserinnen und Leser des „Freien Christentums“,

mit der ersten Nummer des Jahrgangs 2004 habe ich die Schriftleitung der Zeitschrift „Freies Christentum. Auf der Suche nach neuen Wegen“ übernommen. Ich weiß, dass dies eine sehr anspruchsvolle Aufgabe ist. Hier ist einem offenen Christentum zu dienen, einer evangelischen Liberalität, die eine feste Verwurzelung in der christlichen Botschaft mit Toleranz und Weltoffenheit, mit der „Freiheit eines Christenmenschen“ verbindet - , in der Überzeugung, dass gerade aus dem Evangelium von der Liebe Gottes und von Gottes Willen zur Liebe eine verantwortliche Freiheit folgt.

Theologisch bin ich selbst vor allem von den Grundanliegen der Reformation Martin Luthers geprägt, und dies stark auf den Linien von Paul Tillich und Albert Schweitzer, zwei herausragenden Vertretern eines freiheitlichen Christentums. Diese beiden Namen zu nennen, ist zugleich ein Hinweis darauf, dass es im freien Christentum keine Uniformität gibt, sondern eine lebendige Vielfalt von Standpunkten, die aber in ihrer wahrheitsliebenden, weltoffenen, toleranten Grundhaltung miteinander verbunden sind. Von meiner persönlichen Überzeugung her, meinem beruflichen Werdegang als Pfarrer in der Gemeinde, in der ökumenischen Erwachsenenbildung und in der christlichen Publizistik und von meiner jahrzehntelangen Mitarbeit im Evangelischen Bund her bin ich fest in der evangelischen Kirche verwurzelt. Ich habe aber auch Verständnis für Menschen, die am Rande oder gelegentlich sogar außerhalb der organisierten Kirchen stehen und als Zweifelnde, Suchende und eigenständig Denkende in Kreisen eines freien Christentums Anregung, geistige Klärung und Gemeinschaft finden.

Gerne reihe ich mich ein in eine Kette von Schriftleitern, die dem Anliegen eines freien Christentums viel Zeit und Kraft zur Verfügung gestellt haben: März 1949 bis September 1951 Pfarrer Friedrich Manz, Oktober 1951 bis April 1969 Pfarrer Dr. Hans Pribnow, Mai 1969 bis 1975 Dr. Walter Kappus, 1976 bis 1986 Studiendirektor Dr. Ulrich von Hasselbach, 1987 bis 2003 Dr. Hellmut Haug.

Ich spreche im Namen der gesamten Leserschaft der Zeitschrift „Freies Christentum“, wenn ich Hellmut Haug, mit dem ich freundschaftlich verbunden bin, an dieser Stelle herzlich danke für seine äußerst kundige und auch entsagungsvolle Arbeit und für seine gescheiten, lehrreichen, redlichen und engagierten Beiträge. Für mich ist es musterhaft, in welcher Fairness er verschiedene Stimmen eines freien Christentums zu Wort kommen ließ. Ich bin froh über seine Zusage, auch weiterhin unserer Zeitschrift zur Verfügung zu stehen.

Ich war von 1992 bis Ende Juni 2003 Chefredakteur des Evangelischen Gemeindeblatts für Württemberg, bringe also für meine ehrenamtliche Arbeit für unsere Zeitschrift publizistische Erfahrung mit. Zudem gehöre ich dem Bund für Freies Christentum seit Jahrzehnten an: seit 1971 bin ich Mitglied des Vorstands, von 1987 bis 1990 war ich Geschäftsführer des Bundes. Ebenfalls von 1987 bis 1990 war ich Vorstandsmitglied im Weltbund für religiöse Freiheit (IARF), dem der Bund korporativ angeschlossen ist.

Zu meiner Arbeit als Schriftleiter bin ich auf Ihre Hinweise, Tipps und Anregungen angewiesen. Vor allem bitte ich darum, mir Informationen über Termine, Personen und Bücher zu schicken, die für die Leser unserer Zeitschrift wichtig sind. Solche Informationen müssen mich aber rechtzeitig erreichen, um nicht für eine zweimonatlich erscheinende Zeitschrift einfach zu spät zu kommen.

Manche von Ihnen sind Mitglieder des Bundes für Freies Christentum, manche aber einfach „nur“ Leserinnen und Leser. Unsere Zeitschrift ist im Bund für Freies Christentum verankert, wirkt aber über diesen hinaus. Sie zielt auf eine größere Öffentlichkeit von Menschen, die ein freiheitliches Christentum befürworten oder die eben auf der religiösen Suche sind und sich von den Grundgesichtspunkten eines freien Christentums Impulse und Hilfestellungen für ihren eigenen Weg versprechen.

Über dem Spieltisch der Schuke-Orgel im Großen Saal des Gewandhauses in Leipzig ist ein Spruch von Seneca angebracht: „Res severa verum gaudium“ (Eine der möglichen Übersetzungen: „eine ernsthafte Sache ist eine wahre Freude“). In diesem Sinn hoffe ich, dass mir meine Tätigkeit als Schriftleiter unserer Zeitschrift eine „wahre Freude“ sein wird - und auch Ihnen zur Freude. Ich freue mich auf den geistigen Austausch und auf persönliche Kontakte mit Ihnen. Bei meiner Tätigkeit für unsere Zeitschrift will ich mich an zwei zentrale Worte des Apostels Paulus halten: „Der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“ (2. Korinther 3,17), und: „Wir vermögen nichts wider die Wahrheit, sondern nur etwas für die Wahrheit“ (2. Korinther 13,8).

Ihr *Andreas Rössler*

# Wolfgang Wagner

## Abschied von Ausgrenzungen

*Predigt über Matthäus 15,21-28*

*Bei der Jahrestagung des Bundes für Freies Christentum in der Evangelischen Akademie Bad Boll hielt Pfarrer Wolfgang Wagner, Studienleiter an der Akademie, am 12. Oktober 2003 die Predigt. Vorausgegangen waren ab 10. Oktober vier Vorträge zum Thema „Jesus Christus in den Religionen“: in Buddhismus, Islam, Hinduismus und Judentum (dazu Freies Christentum 6/2003, Seite 128-132).*

Jesus kommt von einer Lehrstunde über Reinheit und Unreinheit. Das ist ein Thema, das viele religiöse Menschen bewegt, nicht nur Juden damals, auch Hindus und Muslime heute. Unreinheit kann einem Menschen das Heil verderben, damit ist nicht zu spaßen.

Mag sein, dass Jesus von der Lehre erschöpft ist. Welcher Lehrer weiß nicht, dass Unterricht anstrengt! Jedenfalls geht Jesus von dort weg in den Norden. Für die Juden war das ein heidnisches Gebiet. Eine Grenzüberschreitung.

Eine Frau bittet um Hilfe. Ja, sie schreit um Hilfe für ihre kranke Tochter. Ausdrücklich vermerkt Matthäus, dass sie Kanaanäerin ist. Der Ausdruck war zu seiner Zeit schon ein wenig veraltet. Damit erinnert er an den traditionellen Gegensatz zwischen Kanaan, dem Land des Baal, und Israel, dem Volk Gottes.

Matthäus ist geprägt von der Vorstellung, dass Jesus ausschließlich zu Israel gesandt ist. So wird das Verhalten Jesu verständlich. Aber es bleibt skandalös. Wer versteht denn, dass sich einer lang bitten lässt, der helfen kann?

Allerdings fällt mir meine Zeit im Pfarrhaus ein, wenn wieder zu ungelegener Zeit einer klingelt. Sonntagnachmittag darf doch auch ein Pfarrer mal seine Ruhe haben. Da steht einer, der Geld braucht. Ich weiß, seine Geschichte ist gut erfunden. Ich bin müde, also wimmle ich ihn ab? Oder kaufe ich mich mit ein paar Euro frei? Oder höre ich mir die Leidensgeschichte eines andern an? Ich kann Jesu Verhalten auch ohne Religionsgeschichte verstehen. Irgendwann hat man mal genug. Sein Widerwille macht ihn mir menschlich sympathisch. Da ist keiner „immer im Dienst“.

Doch der Schrei der Frau hallt nach: „Erbarme dich meiner, Herr, Sohn Davids!“ „Kyrie eleison“ schreit sie in der griechischen Wiedergabe. Die Kirche nimmt später dieses Gebet in ihre Liturgie auf.

Wer kann sich nicht in diese Frau hineinversetzen? Viel wird sie schon versucht haben. Nun sucht sie die letzte Rettung. Sie ruft den Messias Israels an: „Sohn Davids“.

Für aufgeklärte Menschen mag das etwas peinlich sein. Speziell für aufgeklärte Männer. Die können schreiende Frauen nicht gut verkräften. Aber das ist meine vielfach bestätigte Erfahrung: Wenn es an die eigene Haut geht oder an das Leben der Kinder, dann suchen wir notfalls beim letzten Heideschäfer Hilfe.

Ich erinnere mich an eine Episode aus meiner Zeit in Tansania. Ab und zu begleitete ich meine Studenten zu Evangelisationen in abgelegene Gebiete. In der Usangu-Ebene waren wir fern von jeder Zivilisation, fern von jeder medizinischen Versorgung.

Damals hatten die Massai-Frauen seltsame Krämpfe, die an biblische Geschichten von Besessenheit erinnerten. Unsere evangelikalen Studenten hatten damit kein Problem: „Da hilft nur das Gebet!“ So wurde auch ich zum Gebet aufgefordert. Von einem europäischen Dozenten erwartete man besondere Fähigkeiten.

Meine theologische Bildung kämpfte kurz mit meinem seelsorgerlichen Gewissen. Dann betete ich halt wie die Afrikaner. In Swahili bin ich viel frömmer als auf Deutsch. Die Zuckungen hörten auf. Jetzt war ich erschrocken. Doch meine Studenten lachten nur. Sie hatten nichts anderes erwartet.

In der Geschichte von der kanaanäischen Frau sagt Jesus kein Wort. Er schweigt. Das befremdet selbst die Jünger. Sie wollen die Frau auch endlich loswerden. Die altkirchliche Auslegung hat daraus eine Fürbitte gemacht: „Lass sie frei!“

Dann die schroffe Antwort: „Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt.“ Unter den Bibelauslegern ist es umstritten, ob das ein echtes Jesus-Wort ist. Aber es passt zur Überzeugung des Matthäus. In seiner Aussendungsrede an die Jünger sagt Jesus: „Geht nicht zu den Heiden und Samaritern. Geht vielmehr zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel“ (Matthäus 10,5-6).

Nun wird es dramatisch: Die Frau wirft sich Jesus zu Füßen. Jesus bleibt hart. Erst schweigt er, dann gibt er eine indirekte Antwort über die Jünger, und nun brüskiert er mit einer allgemeinen Haushaltserfahrung. Geht denn den Israeliten etwas ab, wenn er auch den Heiden hilft? Ist dieser Vergleich nicht schief? Einen solchen Seelsorger würde ich als Dekan zur Supervision schicken.

Endlich ist Jesu Sturheit beseitigt. Nach drei Versuchen hat sie ihn so weit. Er hilft, er heilt. Wie? Das wird nicht ausgemalt, nur beiläufig erwähnt.

Die Pointe der Geschichte ist eine andere: Eigenartigerweise wird in vielen

Heilungsgeschichten den Menschen „Glauben“ zugesprochen. Bei der „blutflüssigen Frau“, bei Bartimäus, beim dankbaren Samariter heißt es immer wieder: „Dein Glaube hat dir geholfen.“

Das Bittgebet bereits ist ein Bekenntnis. Das bedeutet doch, dass nicht dogmatische Richtigkeiten entscheidend sind, sondern das bloße Vertrauen, dass Jesus Christus helfen kann. Solcher Glaube geht dem Wunder voraus. Er ist nicht Resultat eines Mirakels.

Die Hartnäckigkeit der Mutter ist eine Revolte gegen resignierenden Realismus. Irgendetwas hat die Frau gepackt, nicht in diesem resignierenden Realismus stecken zu bleiben. Indem sie sich buchstäblich auf das Erbarmen verlässt, hat sie teil an der einzigen Macht, welche die Wirklichkeit neu schaffen kann, an der Barmherzigkeit, die in Jesu Leben, Reden und Handeln gegenwärtig ist.

Wenn ich diese Geschichte angesichts unserer interreligiösen Dialoge bedenke, dann scheint mir doch ziemlich revolutionär, dass das Evangelium universal ist. „Christus“ - so sagte jüngst in Tübingen der spanisch-indische Jesuit Raimon Panikkar, ein weltbekannter Religionsphilosoph - müsse „zum Symbol werden, das alle Religion transzendiert“.

Dann wäre kein Platz mehr für ein Kastendenken, das Menschen religiös ausgrenzt. Es wäre kein Platz mehr für eine Vorstellung von Unreinheit, die Menschen zweitklassig werden lässt. Es wäre kein Platz mehr für Kulturen, in denen Frauen aufgrund des Geschlechts unterdrückt werden.

Es wäre Platz für eine Solidarität aller Gläubigen, welche die Abschottung der Religionen gegeneinander überwindet.

Wir Christen sollten vorangehen und aus dem Konjunktiv einen Indikativ machen, aus der Möglichkeit eine Wirklichkeit.

Mit Christus ist kein Platz mehr für Diskriminierung aus religiösen, politischen oder geschlechtlichen Gründen. Wer sich von ihm angenommen weiß, hat kein Interesse mehr an Abgrenzungen, sondern möchte, dass allen Menschen geholfen werde.

Andreas Rössler

# Der dreieinige Gott und die Religionen

*Christlicher Monotheismus mit besonderem Profil*

*Der folgende Beitrag wurde in Freies Christentum 6/2003, Seite 132, vom bisherigen Schriftleiter Hellmut Haug angekündigt. Er erschien zuerst im Evangelischen Gemeindeblatt für Württemberg 20/1992, Seite 4, dann in einem Sammelband, der am Schluss dieses Beitrags erwähnt wird, und ist vom Verfasser noch einmal durchgesehen.*

Anscheinend steht das Christentum den Religionen besonders nahe, die auch den „Monotheismus“ vertreten, den Glauben an einen einzigen, allumfassenden Gott.

Der Theologe Fritz Maass, emeritierter Professor für Altes Testament, schreibt: „Die Überzeugung, dass Gott der Schöpfer und Herr der Welt und des Lebens ist, wurde in der Geschichte zuerst vor etwa 3000 Jahren im alten Israel vertreten. In den ältesten Kulturgebieten der Erde – Sumer, Babylonien, Ägypten – hatte sich bereits in den drei Jahrtausenden zuvor ein reiches religiöses Leben entfaltet, doch die radikale Konzentration auf den einen Gott fehlt, ebenso wie in den späteren Religionen Süd- und Ostasiens. Der Glaube an den einen Gott hat sich durch Israels Tochter-Religionen, das Christentum und den Islam, in der Welt verbreitet.“

Bei aller Verwandtschaft unterscheidet sich das Christentum von den anderen monotheistischen Weltreligionen durch die Überzeugung: Gott hat sich maßgebend und endgültig in Jesus von Nazareth offenbart. Das Wort der Liebe Gottes ist in ihm Mensch geworden.

Diese christliche Grundüberzeugung wurde auf den Ökumenischen Konzilien von Nicäa (325) und Konstantinopel (381) in das Bekenntnis zur Trinität (Dreieinigkeit) Gottes gefasst: der eine Gott ist Vater, Sohn und Heiliger Geist. Dieses Geheimnis ist schon für Christen schwer zu fassen. Für Juden und Muslime ist die christliche Trinitätslehre sogar anstößig. Die Juden sehen hier einen Verstoß gegen das Erste Gebot, die Muslime einen Rückfall in den Polytheismus, den Vielgötterglauben. Die Sure 112 des Korans, des heiligen Buchs der Muslime, ist direkt gegen die Gottessohnschaft Jesu und die Dreieinigkeit Gottes gerichtet: „Er ist Gott, der Einzige; Gott, der Unabhängige und von allen Angeflehte. Er zeugt nicht und ward nicht gezeugt; und keiner ist ihm gleich.“



„Eine ökumenische Auslegung des apostolischen Glaubens, wie er im Glaubensbekenntnis von Nicäa-Konstantinopel (381) bekannt wird“, heißt der Untertitel des 1991 erschienenen Studiendokuments der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung, der theologischen Kommission des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK). In diesem Studiendokument mit dem Obertitel „Gemeinsam den einen Glauben bekennen“ wird der dreieinige Gott verstanden als der Schöpfer, Versöhner und Vollender, als Ursprung und Ziel von Welt und Mensch. Damit ist das Missverständnis abgewehrt, als handle es sich bei Vater, Sohn und Heiligem Geist um drei verschiedene „Götter“. Gemeint sind vielmehr drei Handlungsweisen Gottes. In „Schöpfung, Versöhnung und eschatologischer (endgültiger, endzeitlicher) Vollendung“ haben wir es immer mit dem einen Gott zu tun.

Nach diesem ÖRK-Studiendokument weist die Lehre von der Dreieinigkeit auf eine Fülle, gegenüber der andere Vorstellungen vom Göttlichen und von Gott einseitig und bruchstückhaft bleiben. Dem „Pantheismus“, der Gott und Welt für deckungsgleich hält, ist zwar darin zuzustimmen, dass Gott überall gegenwärtig ist, in der Welt und auch im Menschen selbst. Doch ist Gott zugleich erhaben, unbegreiflich, verborgen, jenseitig. Dem „Deismus“, nach dessen Auffassung Gott die Welt einmal geschaffen hat und sie seither sich selbst überlässt, ist darin zuzustimmen, dass Gott seiner Schöpfung und seinen Geschöpfen Freiheit zugesteht, übrigens auch die Freiheit zum Zerstören und zur Sünde. Doch bleibt Gott die ständige Bedingung dafür, dass Welt und Mensch überhaupt bestehen können. Dem „Polytheismus“ mit seiner Vorstellung verschiedener Götter ist darin zuzustimmen, dass die Welt voller göttlicher Kräfte ist. Doch wenn diese Kräfte gegeneinander stehen, zerstört das Göttliche sich selbst samt allem Geschaffenen. Alle göttlichen Kräfte sind gebündelt im einen Schöpfer aller Dinge und Wesen.

Gottes Dreieinigkeit heißt: Gott ist Einheit in der Vielfalt seines Wirkens. So verstanden sind sogar im strengen Monotheismus von Judentum, Islam und Bahaismus Ansätze einer Dreieinigkeit oder wenigstens einer Vielseitigkeit Gottes zu entdecken. Der Hauptunterschied bleibt das Bekenntnis zu Jesus als der endgültigen Verkörperung von Gottes Wort und Geist.

Im ÖRK-Studiendokument wird anerkannt, „dass es in anderen Religionen wichtige Elemente der Wahrheit gibt“. Zugleich wird zugegeben, dass die Auffassungen der Christen dazu recht verschieden sind: „Christen unterscheiden sich in ihrem Verständnis vom Wirken des Heiligen Geistes außerhalb der Kirche. Einige würden behaupten, dass der Geist Christi nur innerhalb der christlichen Gemeinschaft wirksam ist. Andere würden behaupten, dass was immer im Le-

ben und Handeln von Nichtchristen und Nichtglaubenden ‘wahrhaftig, ehrbar und gerecht’ (Philipper 4,8) ist, vom Heiligen Geist Gottes ausgeht, und wiederum andere, dass die Herrschaft des Geistes in der Geschichte unseren Augen verborgen bleibt.“

Die mit der Christusoffenbarung verbundene Dreieinigkeit Gottes macht das besondere christliche Profil aus.

Folgt man dem ÖRK-Studiendokument, gibt es aber im Vorfeld eine Grundgemeinsamkeit der Religionen, die sie alle vom Atheismus, der Leugnung eines personenhaften Gottes, vom Säkularismus, der völligen Verweltlichung, und von religiöser Gleichgültigkeit abhebt. Im Bezogensein auf einen göttlichen Daseinsgrund als Sinn und Zweck der Welt ist sich das Christentum mit den anderen Religionen einig. Schließlich ist „das menschliche Wesen unausweichlich religiös“. „Die Fülle des Menschseins wird daher dort verfehlt, wo das Bewusstsein einer alles Endliche transzendierenden (überschreitenden und sprengenden) Wirklichkeit verdunkelt oder erstickt wird, anstatt ernst genommen und gesucht wird als Quell möglicher Antworten und Lösungen für die Verheißungen, Unzulänglichkeiten und Verirrungen menschlichen Lebens.“

Manche Christen mögen von einer solchen gemeinsamen Plattform der Religionen nicht viel halten. Immerhin kann sich das ÖRK-Studiendokument dafür auf eine gewichtige Bibelstelle berufen: „Nun erfahre ich in Wahrheit, dass Gott die Person nicht ansieht; sondern in jedem Volk, wer ihn fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm“ (Apostelgeschichte 10,34–35).

*Entnommen aus:*

*Andreas Rössler, Auf der Suche nach Wahrheit. Zeitzeichen eines evangelischen Journalisten. Edition Gemeindeblatt, Verlag der Evangelischen Gesellschaft, Stuttgart 2003. 220 Seiten, 14,90 Euro.*

Bezug durch: Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft, Büchsenstraße 36, 70174 Stuttgart, Telefon 0711-294547, Fax – 2261136.

# Isolde Kurz

## Menschenleugner

*Eine Novelle*

*Die Dichterin Isolde Kurz wurde am 21. Dezember 1853 in Stuttgart geboren und starb am 5. April 1944 in Tübingen. Berühmt wurde sie durch die „Florentiner Novellen“ und die „Italienischen Erzählungen“. Ihre „Lebensrückschau“ von 1938 trägt den Titel „Die Pilgerfahrt nach dem Unrerreichlichen“. Die Novelle „Menschenleugner“ findet sich in ihrem Nachlass in der Handschriftenabteilung des Deutschen Literaturarchivs in Marbach. Sie ist bisher unveröffentlicht, abgesehen von der Dokumentation in einer Dissertation von Marion Onodi. Die Fabel von den Ameisen und ihrem Verhältnis zu den Menschen spielt auf die Art menschlicher Gottesvorstellungen an, ohne dabei nahe zu legen, dass Gott nichts als eine Projektion der Menschen sei. Zugleich führt sie eine ganze Bandbreite von Formen der Religiosität vor, von Aberglaube und Fanatismus bis zu Ergebung, Zweifel, Resignation und reiner Diesseitigkeit. Die Fabel bietet reichen Stoff zu religiösem Nachdenken.*

Die Erdwühler stellten sich um ihre Höhlen auf und stimmten ihren allmorgendlichen Lobgesang an, ehe sie zur Tagesarbeit ausmarschierten:

Des Menschen Güte ist unerschöpflich, wunderbar ist seine Macht. Ihm danken wir alles, was wir haben. Für uns lässt er seine Felder reifen, damit es uns auf den Winter nicht an Korn gebricht, für uns legt er köstlich duftende Vorratshäuser an, damit wir holen können, wessen wir bedürfen, gepriesen sei der Mensch! Er vernimmt unsere Stimme, so klein wir sind, und freut sich unseres Lobgesangs. Wir können ihm nicht besser danken, als indem wir aus reinem Herzen seine Gaben genießen.

Nachdem sie ihren Hymnus vollendet hatten, verteilten sie sich über das Feld, krochen in die Scheunen und schleppten die Körner weg, die der Bauer zu seiner Nahrung aufgespeichert hatte, und die Aussaat, die noch frisch auf der Erde lag.

Hatte der Mensch ihre Stimme gehört? Nein, und er hätte auch ihre Anmaßung, als habe er nichts zu tun als für sie zu sorgen, sehr lächerlich gefunden. - Aber er hörte nichts, rein gar nichts. Er ging mit Zuruf hinter seinen Ochsen her, die Pflugschar haltend, und die heiße Augustsonne schien ihm auf das unbedeckte, schweißtriefende Haupt, während die Menschlein ihm folgte, die Schürze voll mit Körnern, die sie in die frisch aufgewühlte Erde streute. Und dabei beteten

beide, dass Gott dem Werk ihrer Hände Gedeih schenken und ihnen reichlich Brot spenden möge im kommenden Jahr. Die kleinen Marodeure aber wieselten zu Tausenden hinter der Pflugschar her und schleppten, gleichfalls mit saurer Mühe und unendlicher Arbeit, viele von den ausgestreuten Körnern weg nach ihren Behausungen und dankten dabei den Menschen für die gespendete Fülle. Nach Sonnenuntergang spannte der Bauer seine Ochsen aus und führte sie in den Stall, schichtete Häufchen, das er zuerst für Sägemehl hielt, als er es aber mit seinem breiten Stiefel durchwühlte, entfuhr ihm ein Ausruf des Zornes und er schrie nach seinem Weib.

„O sieh mal her, Bärbel, was glaubst du dass das ist?“ „Ich schätz’ wohl, ein paar Handvoll Sägemehl.“ „Ja, Prost Mahlzeit! Lauter Gottesseggen, das feinste Weizenmehl, das haben die Luder, die Ameisen getan, die Gott mir zur Strafe meiner Sünden aufs Feld gesetzt hat. Sieh, wie durchtrieben das Gesindel ist. Damit ihnen die Körner nicht in der Erde zu sprossen anfangen, beißen sie den Keim heraus, eh sie sie einheimsen. Also das Mehl ist nichts anderes als ausgebisene Keime. Sollt’ man nicht denken, das Pack hab’ die Landwirtschaft studiert! Aber jetzt haben sie den Unfug am längsten getrieben. Geh doch gleich, Weib, und hol mir die Petroleumkanne, ich will das Geschmeiß Mores lehren.“

Die Ameisen hatten unterdessen ihre Körner Stück für Stück untergebracht, ihre Larven gefüttert, ihr Hausvieh gemolken und sich an der köstlichen Labe gestärkt. Jetzt ruhten sie aus von des Tages Mühe, aber ehe sie schlafen gingen, versammelten sie sich noch einmal zu einem feierlichen Dank- und Abendgebet, „Menschen dienst“ genannt, denn es war ein äußerst frommer und streng gläubiger Ameisenstaat, der ihre.

Einer aber, der mit am meisten gearbeitet und geschleppt hatte, wollte sich nicht an dem Dankfest beteiligen, sondern streckte seine sechs Beine lang vor sich und sagte: „Ich zweifle, dass der Mensch das Korn für uns aussät, denn er achtet unser nicht und denkt nur an sich selber. Ich habe ihn oft wenn ich in Not war angerufen, er ist mir nie erschienen. Wenn wir nicht Hungers sterben wollen, so müssen wir uns selber regen; wozu also ihm danken?“

„Er lästert den Menschen“, schrien seine Stammesgenossen entsetzt. „Was wird aus uns werden, wenn der Mensch die Stimme der Lästerung und des Unglaubens vernimmt!“

Da traten zwei große schwarze Ameisen unter das Volk und sagten: „Er hat den Menschen gelästert und Ärger geben, ihr müsst das Ärger ausrotten, wenn ihr den Menschen versöhnen wollt, der Menschenlästerer muss sterben.“

„Er ist der fleißigste und stärkste unter uns allen, drei Weizenkörner hat er heute ganz allein in die Vorratskammer gebracht, deren jedes zehnmal seines

Leibes Umfang hat, aber er lästert den Menschen, darum muss er sterben.“

Man verurteilte ihn zum Tode, stellte ihn auf freiem Raum auf und umschloss ihn so von allen Seiten, dass er nicht entrinnen konnte. Er dachte aber gar nicht an Flucht, denn ein Ameise kann nicht in der Verbannung leben, sondern seufzte nur über sein dunkles Jahrhundert und bereitete sich zum Sterben. Sechs Soldaten wurden herbeigerufen, die ihn einer um den andern mit ihren langen Speießen durchrannten. Dann schleppten sie den zuckenden Leib des Gerichteten hinauf auf die Erdoberfläche, damit er nicht noch im Tod ihre Behausung verunreinige.

In diesem Augenblick erschien aber eine Hand, die viel zu groß war, um sichtbar zu sein, und goss eine ganze Kanne voll Petroleum in die Öffnung der Höhle, dass sie alle, Gläubige und Ungläubige, die Richter und der Gerichtete elendiglich erstickten und verdarben. Da sagten die Leute aus dem Nachbarstaat: Die Unglücklichen glauben, der Mensch habe sechs Beine. Sie wissen nicht, dass der Mensch, der wahre Mensch aber sieben Beine hat. Ihre Gebete und Opfer haben dem Menschen missfallen, denn sie kennen nicht die wahre Form, in der der Mensch angebetet sein will, darum hat er sie ausgerottet. Auf, lasset uns Boten zu allen Stämmen schicken und ihnen den wahren Menschendienst predigen.

Sie schickten Abgesandte in alle benachbarten Ameisenkolonien und forderten die fremden Stämme auf, den Glauben ihrer Väter, der nur Wahn und Irrglaube sei, abzulegen und den Menschen, den Siebenbeinigen, den unsichtbaren Spender alles Guten, in der neuen ihm einzig wohlgefälligen Form zu verehren. Die Aufgeforderten aber antworteten, so wie ihre Väter den Menschen verehrt hätten, so wollten sie ihn weiter verehren, habe er ihnen bisher Sonnenschein und Regen nach ihrem Bedürfnis und seinem Ermessen gesendet, so werde er es auch ferner tun, und sie wollten lieber sterben als dem Glauben ihrer Väter entsagen.

Da rüsteten die Bekehrer ein mächtiges Heer und fielen mit Mord und Plünderung in die Nachbarstaaten ein und es begann der furchtbarste Religionskrieg, der je in jenem stillen Wald- und Wiesengrund gewütet hatte. Die Kämpfer fassten sich mit Fühlern und Stacheln und suchten sich gegenseitig die Köpfe abzubeißen. Damit nicht zufrieden durchrannte der Sieger auch noch den kopflosen Rumpf mit seinem Stachel und tötete die Toten noch einmal. Seither war es bei Ameisenkämpfern Sitte, dass die Wut des Siegers erst dann gestillt war und sein Triumph vollständig, wenn er noch dem Gefallenen die Brust durchbohrt hatte, früher waren die Kriege nicht so grausam geführt worden und man hatte sich begnügt, einander die Köpfe abzubeißen.

Das alles geschah zur Ehre des Menschen, der aber ruhig seinen Acker düngte und nicht wusste, was um seinetwillen vorging. Als die Schlacht geschlagen war, deckten zwanzigtausend Ameisenköpfe das Feld in weiten Strecken und in einzelnen Häufchen, dass man noch lange nachher die Orte erkennen konnte, wo der Kampf am heißesten getobt hatte. Was aus den Leibern der Gefallenen wurde, erfuhr man nicht, wahrscheinlich hatten die Arbeiter des siegreichen Stammes sie als Nahrung in ihre Höhlen geschleppt. Die Köpfe aber wurden allesamt mit geweihter Erde bestreut, nämlich mit einem verrotteten braunen Stoff, der aus der Tiefe der Wohnung von den trauernden Ameisen hervorgeholt ward und sich schon aus der Ferne von der graubraunen Färbung des Waldbodens unterschied. Die Zurückgebliebenen klagten aber nicht um die, welche unter diesem braunen Leichentuch schliefen, sie waren ja in einem heiligen Kriege gefallen und unmittelbar eingegangen in die seligen Wohnungen der Menschen, wo es weder Hunger noch Frost mehr gibt, nicht Wiedehopf noch Nachtigallen und wo alle vorangegangenen weilen.

Was von dem besiegten Stamm übrig war, verteilte sich in eiliger Flucht. Ihr Anführer aber, ein kluger, entschlossener Ameis, sammelte die zersprengten Häufchen und setzte sich an ihre Spitze, um auszuziehen und einen neuen Wohnsitz zu gründen, wo sie den unsichtbaren Menschen nach wie vor als sechsbeinig verehren konnten. Die Scharen waren so aufgereggt und geängstet, dass er beständig den Zug auf- und abeilen musste, um die Glieder zusammenzuhalten und den Marsch zu ordnen.

Am Waldrain aber saß des Bauers vierjähriges Söhnchen und als er die Ameisenscharen heranwimmeln sah, da zog er mit seinem Fingerchen einen Strich quer über den Weg. Die Ersten, die an diesen Graben kamen, stutzten und blieben stehen. Sie fühlten die Nähe des Unsichtbaren, des Menschen. Die Hinteren drängten vor, beschnüffelten gleichfalls den Strich und erkannten, dass das kein gewöhnliches, sondern ein von oben, vom Menschen kommendes Hindernis war und wichen zurück. Wer wagt es eine Grenze zu überschreiten, an die der Finger des Menschen geschrieben hat: bis hierher und nicht weiter? Einige Beherrzte wagten es doch, sie wollen den Mut der Zagenden entflammen, kühnlich treten sie über den Rand des Grabens, - da erfasst sie ein abergläubischer Schreck, sie taumeln, fallen und kehren eiligst um. Einige rollen, sinnlos von der Furcht des Menschen geschlagen, den ganzen Graben hinunter. Jetzt wird der Schrecken allgemein, alle, die den Graben umstehen, drängen nach rückwärts, die Nachmarschierenden, die noch nichts wissen von dem Hindernis, treiben vorwärts und es entsteht ein Gewirr und Gewimmel, eine unsagbare Panik. Wer den Kopf noch oben hat, eilt jetzt nach hinten, um den Zug aufzuhalten. Da sieht

man die Reihen entlang ein Zusammentreten, Kopfnicken und eiliges Umkehren, es sind Adjutanten, die nach rückwärts eilen, die Scharen aufhalten, den Führer suchen. Der arbeitet sich durch das Gewühl heran, furchtlos tritt er an den Rand des Grabens, er feuert seine Mannschaft an ihm zu folgen - aber schon ist es zu spät. Der verfolgende Feind hat sich an ihre Fersen gehängt, er umzingelt sie, wer sich zur Wehr setzt, wird entzweigebissen, der Rest zu Gefangenen gemacht. Man lässt ihnen die Wahl, ob sie den Tod erleiden oder den Glauben der Sieger annehmen wollen, und da sie alle mit wenigen Ausnahmen das letztere wählen, so führt man die Neubekehrten im Triumph in die Heimstätten ihrer Herrn, wo sie die Blattläuse zu melken und die Larven zu bedienen haben. Diese Erfolge brachten dem siegreichen Stamm, mit dem sich die Besiegten in Bälle verschmolzen, eine ungeahnte Blüte, aber aus dem Schoß des Reichtums und der Macht keimte die Üppigkeit hervor und die schlichten Sitten zerfielen. Nie waren zuvor die Häuser mit solchem Luxus gebaut, die Vorratskammern so gefüllt gewesen, aber auch nie waren die Gemüter so leer an wahrer Menschenfurcht und Frömmigkeit. Neben dem hohlen Formelwesen, welches das Wort „Mensch“ nur noch im Mund, aber nicht im Herzen führte, spross eine kühle Zweifelsucht und nackte Frivolität, die sich an die Freuden des Diesseits klammerte und jenes andere Leben, die selige Auferstehung in den Wohnstätten der Menschen, die von den Vätern gelebt und geglaubt worden, als Ammenmärchen verlachte, das höchstens noch für Blattläuse, aber nicht mehr für Ameisen gut war.

Auch Unglück, das hereinbrach, machte die ausgelassene Ameisenheit nicht weiser, der Wiedehopf kam mit seinem langen Schnabel, spießte viele Ameisen auf und trug zum größten Jammer die Larven fort. Vergeblich mahnten die Prediger das Volk zur Buße, sie verkündigten, dass der Wiedehopf ein Werkzeug des Menschen sei, um die Ameisen für ihren Unglauben und ihre zunehmende Sittenlosigkeit zu züchtigen, aber sie fanden kein Gehör. Und wieder und wieder kam der Wiedehopf und trug fort, was er mit seinem Schnabel fassen konnte, denn er hatte ein Nest voll hungriger Jungen, die nach Atzung schrien. Doch die Zurückgebliebenen wussten sich zu trösten und trieben ihr Wesen so weiter. Eine schon bejahrte, aber noch sehr unternehmungslustige Ameise zog bei ihrem und bei den benachbarten Stämmen umher und hielt Vorträge, worin sie das Wesen des Menschen gründlich untersuchte und sein Dasein in Abrede stellte.

„Freuen wir uns, dass wir endlich der Fessel des Aberglaubens ledig sind. Der Ameis ist das höchste aller lebenden Wesen, wenn es einen Menschen gäbe, so müsste man ihn mit vereinten Ameisenkräften zu Tode beißen, denn er wäre das böseste aller Geschöpfe. Aber der Mensch ist weder gut noch böse, wir brau-

chen ihn weder zu hassen noch zu fürchten, denn es gibt keinen Menschen. Meine Herren, ich leugne das Dasein des Menschen. Von heute an hat der Mensch zu existieren aufgehört.“

Während die Ameise solches sprach, war ein Schatten über die Versammlung gefallen. Niemand achtete darauf, denn man wusste nicht woher er kam. Der Schatten aber ging von einem schweren aufgehobenen Bauernschuh aus, der langsam daher kam und sich gerade auf die Rednerin niederließ. Im gleichen Augenblick wo sie die Existenz des Menschen in Abrede stellte, hatte der Stiefel des Menschen sie zertreten. Aber er hatte es nicht aus böser Absicht getan, sondern nur weil er im gelassenen Vorsichhinschlendern ihrer nicht wahrgenommen. Als jetzt der Mensch seinen Fuß aufhob um weiterzuschreiten, bemerkte er erst die Zerstörung, die er angerichtet und dass ein gut Teil der Versammlung an seinem Stiefel klebte. „Oho“, sagte er, „da sind die Luder schon wieder“, und zerdrückte mit seinem Stiefel auch noch den Rest.

*Die Novelle „Menschenleugner“ ist dokumentiert in:*

*Marion Onodi, Isolde Kurz. Leben und Prosawerk als Ausdruck zeitgenössischer und menschlich-individueller Situation von der Mitte des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Würzburger Hochschulschriften zur neueren deutschen Literaturgeschichte Band 11. Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main 1989, ISBN 3-631-41608-3. Dort Seite 332-339.*

*Anlässlich des 150. Geburtstages von Isolde Kurz am 21. Dezember 2003 gibt es im Schiller-Nationalmuseum in Marbach am Neckar bis zum 14. März 2004 eine Kabinettausstellung (dienstags bis sonntags 10-18 Uhr, mittwochs bis 20 Uhr).*

*Zur Ausstellung ist erschienen:*

*Marbacher Magazin Nr. 104/2003, „In der inneren Heimat oder nirgends. Isolde Kurz (1853-1944)“, Deutsche Schillergesellschaft, Marbach am Neckar, 2003 (ISBN 3-933679-92-3), 92 Seiten, kartoniert, 7 Euro.*

*Information: Schiller-Nationalmuseum und Deutsches Literaturarchiv, Postfach 1162, 71666 Marbach am Neckar, Telefon 07144-848-0, Fax-299.*

*Internet: [www.dla-marbach.de](http://www.dla-marbach.de)*



---

# Dokumentation

---

## **Auf dem Weg zu einer Ökumene der Weltreligionen WCRP Stuttgart 1993 bis 2003**

Vielfältige Problematik, allerdings auch Freude, steckt in der Beteiligung an unseren monatlichen Treffen durch Vertreter aus sechs Religionen: Bahai'i, Buddhisten, Christen, Hindu, Juden und Muslime.

Zentrale Ausgangspunkte sind respektvolles Einfühlungsvermögen, Offenheit, Entwicklung von Verständnis füreinander, Entdeckung von Gemeinsamkeiten und Aushalten von Unterschieden. Dies führte letztlich zu gemeinsam praktiziertem spirituellem Leben und zur gegenseitigen Bestärkung im Glauben. Es dürfte uns verschiedentlich gelungen sein, als Forum von Gläubigen verschiedener Religionen sich gemeinsam aus der Kraft der jeweiligen Tradition für Frieden vor Ort und mit weltweiter Richtung einzusetzen. Gegenseitige Bekehrungsversuche (Proselytismus) und auch eine Verschmelzung von Religionen (Synkretismus) sind absolut undiskutabel. Ein vielfach geäußelter Vorwurf, dass eine Einheitsreligion angestrebt wird, entbehrt jeder Grundlage. Freilich ist zu bekennen, dass von andersartigem Verhalten

und durch „heilige“ Texte ein enormer Gewinn für die eigene Identität erwachsen kann.

Unsere Vision ist ein größeres Aufeinanderzugehen und eine Zusammenarbeit der Weltreligionen an der Basis unseres alltäglichen Lebens wie auch auf religionsleitenden Ebenen. Nachhaltig bewegend erweisen sich dabei gemeinsame spirituelle Erfahrungen.

Konkret bedeutet dies vor allen Dingen einen Abbau von Absolutheitsansprüchen und eine Überwindung von theologisch-dogmatischen Gottesbildfestlegungen. Zentral steht der Glaube an den Einen Gott, auch wenn Christen ihn trinitarisch sehen. Die epochale katholische Aussage von „Nostra aetate“ (1965, Zweites Vatikanisches Konzil), dass Wahrheit auch in anderen Religionen liegt, interpretieren wir evangelisch im Sinne einer „Ökumene der Weltreligionen“ (Heinz Zahrt, 1994).

*Ulrich Börngen*

*Die vollständige Fassung dieses Berichts von Dr. Ulrich Börngen findet sich in: WCRP Informationen Nr. 66, 2003, Seiten 22-23. Zu beziehen bei: WCRP/ Deutschland, Stafflenbergstr. 46, 70184 Stuttgart, Telefon 0711-243481, Fax - 2360010.*

---

# Dokumentation

---

## Kirchenreform auf der Basis der Botschaft Jesu

### Thesen der „Ökumenischen Initiative Reich Gottes - jetzt!“

*Pfarrer Dr. Claus Petersen, evangelischer Pfarrer bei der Stadtmission Nürnberg, schrieb in Publik-Forum 22/2000 in der Reihe „Baustelle Jesus“ einen Aufsatz „Wie Jesus an das Reich Gottes glauben“. Darauf fanden sich evangelische, römisch-katholische und altkatholische Christen aus ganz Deutschland zusammen, die mit diesem Ansatz übereinstimmen und ihn weiterentwickeln wollen. Sie gründeten im Juli 2000 die „Ökumenische Initiative Reich Gottes - jetzt!“, deren Ziel es ist, „eine Reform der Kirchen auf der Basis der Reich-Gottes-Botschaft des Jesus von Nazaret“ anzustoßen. Im folgenden dokumentieren wir das „Positionspapier“ dieser Initiative sowie das „Thesenpapier“ von Claus Petersen zum Ökumenischen Kirchentag in Berlin 2003.*

### Positionspapier

(1) Wir wünschen uns eine Reform der Kirchen auf der Basis der Reich-Gottes-Botschaft des Jesus von Nazaret.

(2) Wir möchten erreichen und dazu beitragen, dass unsere Kirchen sich auf ihre jesuanischen Wurzeln zurückbesinnen.

(3) Wir glauben, dass in der Botschaft Jesu Heilung und Befreiung liegen. Er hat diese Botschaft konsequent gelebt. Seine Hinrichtung am Kreuz hat nicht verhindern können, dass seine Botschaft vom Reich Gottes weiterlebt.

(4) Zentrale Inhalte seiner Botschaft sind: Das Reich Gottes ist angebrochen. - Die Erde ist im Begriff, zum „Himmel“ zu werden. - Es geht um diese Welt und dieses Leben. - Es gilt, in allem dem Reich Gottes zu entsprechen.

(5) Daraus folgt für uns: Die Welt ist von ihrer Anlage her „sehr gut“, heilig, das heißt, sie gehört Gott. - Alles, was wir brauchen, um die Welt zu gestalten, ist uns schon gegeben. - Wir müssen nicht resignieren, sondern wir glauben, dass Lebensfeindlichkeit und Stagnation überwunden werden können. - Wir können Jesu befreiender Botschaft in unserem Leben Raum geben und so in unserer Welt für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung wirken.

(6) Die wichtigsten ethischen Folgerungen aus dem Reich-Gottes-Glauben bestehen für uns in Einfachheit und in der Ehrfurcht vor allem Leben.

(7) Wir erwarten, dass diese Botschaft vom Reich Gottes in den Kirchen als legitimer Ausdruck jesuanischen Glaubens anerkannt wird und liturgisch gefeiert werden kann.

(8) In den traditionellen Glaubensbekenntnissen und in der überkommenen Liturgie des Abendmahls beziehungsweise der Eucharistie hat der Reich-Gottes-Glaube keinen Ausdruck gefunden.

(9) Es muss daher in unseren Kirchen Platz sein, unseren Glauben an das Reich Gottes zu bekennen und zu feiern.

(10) Wir laden zum Gespräch über unsere Thesen und zur zur Mitarbeit im Reich Gottes ein.

## **Glauben an das Reich Gottes auf Erden Thesenpapier zum Ökumenischen Kirchentag 2003 in Berlin**

*Einführung:*

*....Wir, die Ökumenische Initiative Reich Gottes - jetzt!, gründen unseren Glauben dezidiert nicht auf den auferstandenen Christus beziehungsweise die Christologie und Kreuzestheologie, die sich in nachjesuanischer Zeit entwickelt haben. Im Mittelpunkt steht für uns vielmehr die Botschaft des irdischen Jesus vom Reich Gottes hier auf Erden.*

„Gott“: Ich glaube an Gott als verursachende Kraft und großen Zusammenhang der kosmischen Entwicklung, in die wir einbezogen sind. Dieser Glaube beruht auf Vertrauen und nicht auf Wissen. Zwar kann man etwas von Gott wahrnehmen in der spirituellen Erfahrung und etwas von Gott erkennen anhand seiner

Schöpfung, doch beides trifft auf die begrenzte menschliche Wahrnehmungsfähigkeit. Es ist wie der Widerschein des unermesslichen Göttlichen hinein in unsere persönlich und historisch bedingte Vorstellungswelt. Deshalb ist jede Gottesvorstellung nur ein unvollkommener Vergleich.

„Bibel“: Auf Grund solcher Bedingtheit kann die Bibel nicht unmittelbar als „Wort Gottes“ gelten, sondern als die Gotteswahrnehmung von Menschen der damaligen Zeit, formuliert in der Vorstellungswelt der damaligen Zeit und für die Menschen der damaligen Zeit. Dementsprechend finden sich antike Vorstellungselemente, wie etwa das Gottesbild eines allmächtigen Herrschers, der Mythos eines Schöpfungsaktes oder die Annahme einer in Diesseits und Jenseits gegliederten Welt. Hinzu gewonnene Einsichten legen eine Neubewertung nahe. So erkennen wir statt eines Schöpfungsaktes den Entwicklungsprozess des Universums, der im freien Spiel der Situationen neue Formen hervorbringt. Ein allmächtiger Herrscher, der seine fertige Schöpfung verwaltet und die Geschehnisse der Menschen vom Jenseits her lenkt, ist heute wohl nicht mehr glaubwürdig. Gänzlich unvereinbar mit meinem Glauben an das Reich Gottes auf Erden sind schließlich solche Bibelstellen, die behaupten, dass ein bestimmtes Volk von Gott erwählt und damit legiti-

miert sei, sich andere Völker zu unterwerfen.

Neben überwundenen Vorstellungen werden in den Schriften des Alten und Neuen Testaments aber auch menschheitliche Grunderfahrungen vermittelt, die unbedingt Bewahrung verdienen. Hierzu gehört die Auffassung, dass wir dem Wesen Gottes durch Liebe und Barmherzigkeit entsprechen sollen. Das ist entscheidender Bestandteil dessen, was die Alten „den Willen Gottes tun“ nannten.

„Jesus“: In besonders starker Weise hat Jesus von Nazaret diesen Willen empfunden und ihm zum Durchbruch verhelfen wollen. Er war sich wohl bewusst, dass er dabei sein Leben riskiert. Seinen Tod als stellvertretendes Sühneopfer halte ich jedoch für eine nachträgliche Interpretation. Auch stehen die Mythen um seine Person nicht im Zentrum meines Glaubens. Das Entscheidende ist vielmehr seine Botschaft. Deren ursprüngliche Konturen werden heute durch die Methoden der historisch-kritischen Forschung wieder deutlich. So gehen wahrscheinlich weder die Annahme des jüngsten Gerichts noch die Wiederkunft des Heilands auf Jesus selbst zurück. Auch ist für ihn die Endzeit nicht gleichbedeutend mit übernatürlich oder jenseitig. Im Mittelpunkt seiner Botschaft steht das Reich Gottes hier und jetzt auf der Erde.

„Reich Gottes“: Im Judentum zur Zeit Jesu galt der Begriff Reich Gottes - auch Gottesherrschaft oder Königsherrschaft Gottes - als heile Welt, in der Gottes Wille in allem und von allen beachtet wird. Die Verwirklichung dieses idealen Zustands wurde als bevorstehendes Heilswerk Gottes in der Endzeit erwartet.

Jesus rückt diese Erwartung von der Zukunft in die Gegenwart. Er verkündet die Endzeit als angebrochen und das Reich Gottes als schon „mitten unter euch“. In seinen Gleichnissen spricht er vom Samen, der ausgebracht ist und nun wachsen wird, oder vom Gastmahl, das nicht später stattfindet, sondern jetzt schon. Und so lädt er seine Zeitgenossen zur Umkehr ein. Indem ihr Handeln von Liebe bestimmt ist (vom Willen Gottes), keimt das Reich Gottes immer mehr auf (die Welt, in der Gottes Wille geschieht). Machtstreben und Unterdrückung stehen dem ebenso entgegen wie Anhäufung von Reichtum. Jesus wirbt um Vertrauen, die hier und heute gegebenen Möglichkeiten ohne Zögern zu nutzen. Er beschreibt die Züge einer neuen Gemeinschaft, die Hierarchie nicht kennt, sondern auf Vertrauen und Nächstenliebe gründet.

Wir heute werden unter dem Reich Gottes kein Königreich mehr verstehen. Ebenso wenig können wir die endzeitlichen Vorstellungen

der Zeitenwende teilen. Doch auch unter heutigen Einsichten gilt die Jesus-Botschaft, dass sich eine bessere Welt wie von selbst einstellen wird, sobald wir das zulassen und fördern. Wir müssen das Reich Gottes weder erwarten noch herbeiführen. Es ist längst da. Not und Elend in der Welt sind nicht Zeichen seines Ausbleibens, sondern Ergebnis menschlichen Verhaltens, welches das Wachsen des Gottesreiches behindert. Diese Erde ist eine überaus freundliche Heimat. Die ungeahnt positiven Möglichkeiten weiterer Entwicklung werden sich in dem Maße für uns auftun, wie wir den Mut zu liebevollem Verständnis für Mitmenschen und Umwelt aufbringen - das ist in heutigen Worten die Botschaft vom Reich Gottes.

*Claus Petersen*

*Weitere Informationen:*

*Dr. Claus Petersen, Vestnertorgraben 7,  
90408 Nürnberg.*

*[www.reich-gottes-jetzt.de](http://www.reich-gottes-jetzt.de)*

---

## Bücher

---

*Albert Schweitzer: Vorträge, Vorlesungen, Aufsätze (Werke aus dem Nachlass). Herausgegeben von Claus Günzler, Ulrich Luz und Johann Zürcher. Verlag C.H. Beck, München 2003 (ISBN 3-406-50165-6), 421 Seiten, gebunden. 58 Euro.*

Der neue Nachlassband Albert Schweitzers enthält in drei Abteilungen „Philosophische Texte“, „Theologische Texte“ und „Kleine Texte aus dem Alltag“. In Letzteren finden sich „Lese Früchte aus dem Evangelisch-protestantischen Kirchenboten für Elsaß-Lothringen“ (1919). Schweitzer hat den „Kirchenboten“ ab 1918 einige Jahre lang herausgegeben. Er erschien wöchentlich und musste im Nachkriegs-Elsaß vielerorts den Pfarrer ersetzen.

Die „Philosophischen Texte“ enthalten 14 Vorlesungen und Beiträge, darunter die Uppsala-Vorlesungen von 1919/20 über das „ethische Problem“. Hier liegt ein echter Schweitzer vor. Der große Urwaldarzt und Theo-Philosoph will eine „lebendige Popularphilosophie“ bieten. Er gibt einen Überblick über die Probleme der Ethik von der Antike bis zur Neuzeit (Aufklärung, Friedrich Schleiermacher). Gelegentlich macht er im Telegramstil (selbst-) kritische Bemerkungen am

Rand oder zwischen den Zeilen. Bei dem Satz „Alle Liebe ist Mitleid“ (Arthur Schopenhauer) setzt er oben drüber: „Dies falsch!“ Die „Gifford-Vorlesungen“, gehalten in England 1934/35, haben die „Natürliche Ethik und natürliche Religion“ zum Thema. Unter den „Philosophischen Texten“ finden sich auch unter anderem „Goethe als Denker“, über „Ahimsa“ (Nicht-Töten), die Frankfurter Friedenspreisrede 1951 sowie der Pariser Vortrag vom 10. November 1959 über „Humanismus und Zivilisation“.

Die „Theologischen Texte“ bringen unter anderem Schweitzers „Selbstdarstellung“ von 1926 sowie „Unsere Zeit und die Religion“ – für mich eine glänzend formulierte Standortbestimmung. Schweitzer sei durch Sokrates, Plato, Kant und Hegel, das heißt durch „innerliches Denken“, wieder „elementar religiös“ geworden. Schweitzer geht es immer um „elementares Denken“ und um die Einheit dieses Denkens mit der Ethik Jesu. Oder anders: um „elementare Religiosität“, um (paulinisch gesprochen) die „Mystik der Leidensgemeinschaft mit Jesus“.

Dringend nötig wäre eine Sprachanalyse von Schweitzers Lebenswerk, etwa im Blick auf seine Vorliebe für Bilder, Gleichnisse und Metaphern. Das ging mir bei der Lektüre dieses Bandes auf.

*Heinz Röhr*

*Dorothee Sölle: Mystik des Todes. Kreuz-Verlag, Stuttgart 2003 (ISBN 3-7831-2322-4), 160 Seiten. 19,90 Euro.*

„Ich bin ein Tropfen im Ozean, der aber den ganzen Ozean in sich fühlt. Ich bin ein Staubkorn im Kosmos, das den ganzen Kosmos in sich birgt.“ So konnte Dorothee Sölle ihre mystische Ur-Erkenntnis formulieren. Sie quält sich durch diesen Text. Doch sind ihr eine Menge „Licht-Blicke“ geschenkt worden.

Das Buch enthält einige Personen-Artikel (über C.S. Lewis, Erich Fromm, Gerhard Tersteegen). „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfassen“ (Martin Luther) ist der Tenor des Buches. Der Gegensatz zu Luther ist aber jenes Gedicht eines unbekanntens Autors aus dem indianischen Stamm der Makah, das Sölle drei Tage vor ihrem Tod übersetzt hat und das dem Band beigegeben ist: „Steh nicht an meinem Grab und weine. Ich bin nicht dort, ich schlafe nicht. Ich bin die tausend Winde, die blasen. Ich bin der Glanz der Diamanten im Schnee.“ Sie kommentiert den Schluss-Satz „Ich bin nicht dort, ich bin nicht gestorben“: „Nach diesem Text können wir im Sterben eingehen in die Schöpfung, wir gehören zu ihr, sind Teil ihres Kommens und Gehens, ihres Wiederkommens und Wieder-

gehens. Wir sind nicht mehr als der Wind, das Sonnenlicht, der Schnee.“ Sie fragt: „Ist nicht mein Wunsch, dass die Schöpfung bleibt, viel größer als mein Wunsch, dass ich bleibe?“ Dieses großartige Fragment stellt viel mehr heilsame Fragen, als es Antworten gibt.

*Heinz Röhr*

*Hubertus Mynarek: Mystik und Vernunft, 2. überarbeitete und erweiterte Auflage, LIT-Verlag Münster 2001 (ISBN 3-8258-5312-8), 255 Seiten, 20,90 Euro.*

Mynarek (Jahrgang 1929) war ab 1966 katholischer Theologieprofessor in Bamberg, ab 1968 Religionswissenschaftler in Wien und 1971-72 Dekan der Theologischen Fakultät in Wien. Er kritisierte die katholische Kirche, heiratete und wurde zwangspensioniert. Er hat inzwischen über 30 Bücher geschrieben, darunter „Eros und Klerus. Vom Elend des Zölibats“ (1978/1999), „Zwischen Gott und Genossen. Als Priester in Polen“ (1981) und „Religiös ohne Gott? Neue Religiosität der Gegenwart in Selbstzeugnissen“ (1983/1989). Mynarek stellt in seinem neuen Buch (einer Überarbeitung und Erweiterung gegenüber der ersten Auflage 1991 im Walter Verlag Olten) bei Karl Marx, trotz aller Kritik, einen „mystischen Enthusiasmus“ fest, „eine Begeisterung, ein

grenzüberschreitendes, Solidarität stiftendes neues Lebensgefühl, eine Passion, eine Leidenschaft für die neue Göttlichkeit und Religion des durch Arbeit und Kampf sich emanzipierenden Proletariats“. Es steht sehr viel Sinnreiches in diesem Buch, zum Beispiel über die „Rehabilitierung des Mythos“, die „kosmische Weihnacht“, die „Synthese von Mystik und Vernunft, Natur und Geist“ oder über Fluch und Segen der Technik und schließlich über die Frage: „Trägt das Christentum Mitschuld am Siegeszug der technokratischen Vernunft?“

Mynarek definiert Religion als „umfassenden, ganzheitlichen, sinn-suchenden und grenzüberschreitenden Vitalimpuls des Menschen“. Er zieht das Ewige, Letztgültige, Letztwirkliche ganz in die Zeitlichkeit herein. Das ist sogar biblisch! Ich halte Mynareks „Mystik und Vernunft“ für sein bestes Buch. Es vereingt eine Fülle von philosophischem, psychologischem und religionsgeschichtlichem Wissen mit bester Lesbarkeit.

*Heinz Röhr*

---

# Leser-Echo

---

*Zu: „Braucht die Welt einen Schöpfer?“  
(Freies Christentum 5/2003, S.91-101)*

Würden wir unser Denken und Reden über Gott nicht an seiner Güte festmachen, wäre der Begriff „Gott“ absurd. Das Böse, verbunden mit Gott, wäre absolut. Jeder Akt der Liebe und Güte zwischen Menschen ist ein Wunder. Unsere Erfahrung bezeugt, dass es, wenn auch vereinzelt, solche Taten unbedingter Liebe und Güte gibt.

Die Frage nach dem Schöpfer und nach der Existenz Gottes kann nicht so beantwortet werden, dass die Gründe für das Dasein Gottes jeden denkenden Menschen dazu bringen können, die Existenz Gottes vorbehaltlos zu bejahen. Beweise für die Existenz des Schöpfers sind in ihren verschiedenen Ausprägungen ausgelegte, gedeutete Gotteserfahrung, das heißt sie basieren bereits auf einer persönlichen Vorentscheidung über die Existenz Gottes, und die Zustimmung zu der existenziell bedeutsamen Wahrheit über das Dasein Gottes hängt immer auch davon ab, ob der Mensch auch die Folgen seiner Zustimmung zu dieser Wahrheit anerkennen will.

Gotteserfahrungen sind Deutungen menschlicher Erfahrungen. Diese lassen sich ebenso gut psychologisch oder naturwissenschaftlich deuten. Religiöse Menschen können die Deutung ihrer Erfahrungen als Gotteserfahrungen niemanden aufzwingen. Auch bei den Gotteserfahrungen gehört eine persönliche Vorentscheidung dazu. Allerdings erlauben uns die durch die Vorentscheidung ermöglichten Deutungen, bestimmte Erfahrungen zu machen, denen bei nichtreligiöser Deutung die Tiefe genommen wird. Deuten wir die Welt als bloße Welt, hat das erhebliche Folgen: Ohne Schöpfung und ohne Schöpfer verliert die Welt ihre Sakramentalität, ihre heilige Dimension. Sie verkommt zum Gegenstand, ohne umgreifenden Sinn. Einer hemmungslosen Verwertung steht nichts mehr im Wege.

Glaube als Einheit von Erfahrung und Entscheidung ist nicht unvernünftig. Es gelingt zwar kein Gottesbeweis oder Ausweis Gottes in der Schöpfung, aber der Nachweis der unbedingten Möglichkeit Gottes. Auch wenn die Frage, ob es Gott gibt, für die Vernunft als solche unbeantwortbar ist, kann die Vernunft doch sinnvolle Gottesprädikate aufzeigen und unangemessene kritisieren.

*Magdalene Schönhoff, 15711 Königs  
Wusterhausen*



---

## Personen

---

*Professor Dr. Paul Schwarzenau*

Ich habe Paul Schwarzenau Mitte Oktober 2003 in seiner „Senioren-Residenz“ besucht, nachdem ich ihn erst kurz davor „wieder gefunden“ hatte. Seine Anschrift, sein Telefon waren tot, Post kam zurück.

Durch seine Tochter erfuhr ich: Er hatte einen weiteren Schlaganfall und war lange in der Rehabilitation, bis er dann soweit wieder hergestellt war, dass er direkt in sein jetziges Domizil übersiedeln konnte. Die Tochter hat in Münster, in der Nähe ihres eigenen Wohnorts, eine famose Wohnanlage entdeckt. Seine Zweizimmerwohnung liegt im 4. Stock, sodass er einen freien Blick über die Dächer und auf einige Türme hat. Er geht spazieren, liegt aber auch viel und „döst“ dann, doch wenn man ihn anruft, ist er ganz da, und bei meinem Besuch hat er mich schon erwartet. Er lebt verständlicherweise stark in der Vergangenheit. Er freut sich über jeden Besuch und auch über Anrufe. Postalisch können es auch kurze Grüße sein.

Seine Anschrift: Residenz, Tibus-Platz 6, 48143 Münster; Tel. 0251-4835637 (am sichersten erreicht man ihn abends gegen 20 Uhr).

*Hellmut Haug*

---

## Termine 2004

---

### **Jahrestagung des Bundes für Freies Christentum**

24. bis 26. September 2004 in  
Frankfurt am Main, Kolping-Haus.

Thema: „Albert Schweitzer und  
das freie Christentum – Impulse für  
heutiges Christsein“.

Vorträge:

„Der Gottesgedanke bei Albert  
Schweitzer“ (Dr. Andreas Rössler).

„Albert Schweitzer als liberaler Bibel-  
ausleger“ (Professor Dr. Werner Za-  
ger).

„Albert Schweitzer als liberaler Predi-  
ger“ (Pastor Helmut Langel).

„Albert Schweitzer als liberaler The-  
ologe. Schweitzers Gifford- und  
Hibbert-Lectures“ (Professor Dr.  
Claus Günzler).

Den Gottesdienst hält Pfarrer  
Christian Leu. Besuch des Albert-  
Schweitzer-Zentrums.

Das genauere Programm wird in  
Heft 3 (Mai/Juni) veröffentlicht.

## Regionaltreffen in Stuttgart

im Gemeindehaus der Tempelgesellschaft in Stuttgart-Degerloch, Felix-Dahn-Straße 39, jeweils an Samstagen, 15 bis 18 Uhr.

13. März 2004. Pfarrer Jörg-Dieter Reuß: „Interpretation des Märchens ‚Hänsel und Gretel‘“.

10. Juli 2004. Dr. Andreas Rössler: „Sein und Sinn. Die Gottesfrage bei Martin Werner (1887 – 1964), dem führenden freichristlichen Dogmatiker der Schweiz“.

16. Oktober 2004. Pfarrer Heinrich Frommer: „Agnes Günther (1863 – 1911) – ‚Die Heilige und ihr Narr‘“.

## Weltreligionstag 2004 in Stuttgart

25. Januar 2004 (Sonntag), 15.30 Uhr, Stuttgart, Neues Schloss: „Glauben alle an denselben Gott? – Gottesbilder in den Weltreligionen“. (Veranstaltet von den Baha'ï.)

Moderation: Raimund Ulbrich.

Auf dem Podium: Imam Bekir Alboga (Mannheim), Professor Dr. Urs Baumann (Tübingen), Michael Blume (Christlich-Islamische Gesellschaft Region Stuttgart), Armin Eschraghi (Frankfurt am Main), Prälat Martin Klumpp (Stuttgart), Landesrabbiner Netanel Wurmser (Stuttgart).

---

## Neue Forum-Schriften

---

Nr. 46. *Heinz Röhr: Unterwegs zu einer Ökumene der Religionen.*

28 Seiten. 2,80 Euro.

Nr. 47. *Wolfram Zoller: Wahrheit gegen Beliebigkeit. Gilbert Keith Chestertons (1874-1936) Plädoyer für christliche Orthodoxie als Herausforderung an eine säkularisierte Welt und ein verweltlichtes Christentum.*

28 Seiten. 2,80 Euro.

Erscheint Mitte Januar 2004.

Dafür entfällt, anders als in Freies Christentum 6/2003 auf Seite 135 angekündigt, ein Forumsheft von Hellmut Haug zum Thema „Braucht die Welt einen Schöpfer?“ (Der Text dieses zunächst geplanten Forumsheftes findet sich in Freies Christentum 5/2003, Seite 91-101, und Freies Christentum 6/2003, Seite 122-127.)

Der Preis jeweils plus Versandkosten.

Zu beziehen durch die Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum in Stuttgart. Telefon vormittags 0711-762672; Fax – 7655619. e-mail: [tgdst@t-online.de](mailto:tgdst@t-online.de)

## **Dogma, Bekenntnis und unsere Antwort auf Gottes Stimme**

Es kann kein christliches Dogma geben in dem Sinne, dass in ihm ein Schatz an richtigen Aussagen und Vorstellungen vorläge, auf den ein Christ zu verpflichten wäre und an den sich jeder zu halten hätte. Das betrifft sowohl die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes wie die von der Gottgleichheit Jesu, wie sie im 4. und 5. Jahrhundert im Osten festgestellt worden ist, wie auch von der Sünden- und Gnadenlehre, wie sie gleichzeitig im Westen entstand, wie auch für die Lehre von den Sakramenten, wie das Mittelalter sie schuf, wie auch für die Lehre von der Aneignung des Heils, wie die Reformationszeit sie hervorbrachte. Wohl aber waren das trinitarische wie das christologische Dogma Bekenntnisse der damaligen Kirche, die von Menschen der damaligen Zeit nach ihrem besten Wissen und Vermögen abgefasst wurden, wie es ihnen die geschichtliche Stunde nahe legte. Wollen wir heute sagen, wer uns Gott sei und wer Jesus Christus, so werden wir es nach unserer heutigen Einsicht und vor allem mit der heißen Bitte um den Beistand des Geistes Gottes im Herzen tun müssen, und wir werden darauf vertrauen, dass wir den uns erreichbaren Zipfel der Wahrheit erfasst hätten. Das Barmer Bekenntnis von 1934 war ein solcher Versuch. Die Kirche des 16. Jahrhunderts hat dementsprechend kein neues „Dogma“, sondern das Augsburger „Bekenntnis“ abgeliefert. Und sie sprach dabei nicht von den „Dogmen der alten Kirche“, sondern von den „Bekenntnissen der Väter“.

Aber auch von diesem Bekenntnis gilt, dass es nicht ewig gelten kann, sondern dass ihm unser heutiges Bekenntnis, wie es dieser Stunde der Kirche entspricht, folgen soll. Heute sind wir angeredet. Heute geben wir unsere Antwort in der Gestalt unseres Glaubens und vielleicht seiner Formulierung, das heißt in Gestalt eines Bekenntnisses. Heute hören wir, was das Evangelium uns sagt. Heute hören wir, was die Väter und die Mütter gesagt haben. Heute machen wir unsere eigene Glaubenserfahrung. Wir hören in allen drei Erfahrungen die Stimme Gottes und geben ihr unsere Antwort.

*Jörg Zink: Die Urkraft des Heiligen. Christlicher Glaube im 21. Jahrhundert, Kreuz Verlag, Stuttgart 2003 (ISBN 3-7831-2327-5), 447 Seiten, 22 Euro. Darin Seite 151-152.*

*(Das Buch wird in Nummer 2/2004 der Zeitschrift Freies Christentum besprochen werden.)*

## **PVSt DPAG Entgelt bezahlt E 3027**

Versandstelle „Freies Christentum“:  
Geschäftsstelle des Bundes  
für Freies Christentum  
Felix-Dahn-Straße 39  
70597 Stuttgart

**D**er Bund für Freies Christentum versteht sich als „Forum für offenen religiösen Dialog“. Er ist ein Zusammenschluß überwiegend protestantischer Christen, die sich für eine persönlich verantwortete, undogmatische, weltoffene Form des christlichen Glaubens einsetzen und dabei ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren suchen.

**Bezugspreis** jährlich 18 Euro; Einzelhefte je 3,50 Euro.

**Mitgliedsbeitrag** für Mitglieder des Bundes für Freies Christentum jährlich 28 Euro. Darin ist der Bezug der Zeitschrift enthalten. Spenden sind steuerlich abzugsfähig.

**Zahlungen an Bund für Freies Christentum, Kreissparkasse Esslingen 56 037 137 (BLZ 611 500 20) oder Postbank Hannover 1550 78-307 (BLZ 250 100 30).** Kassenführung bei der Geschäftsstelle des Bundes, Anschrift siehe unter „Bestellungen“!

**Bestellungen:** Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum, Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart; Tel. 0711 / 76 26 72 (vormittags); E-mail: [tgdst@t-online.de](mailto:tgdst@t-online.de)

### **In Angelegenheiten des Bundes für Freies Christentum**

wende man sich an den Geschäftsführenden Vorsitzenden, Pfarrer i. R. Heinrich Frommer, in Sachen der Zeitschrift (Bezug und Zahlung ausgenommen) an den Schriftleiter Dr. Andreas Rössler (Anschriften vorne).